Tod vor Schrecken

Autor(en): **Hebel, J.P.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 15

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636560

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

sprang mit einem Satz durch das Fenster ins Zimmer hinein und verschwand unter dem Bett des Mädchens. Eine schwarze Katze. Und nun färbten sich die Wangen der Schläferin auf einmal mit einem zarten Rot; ein Zucken ging über das vordem starre Antlitz, die Hände bewegten sich, ein langer tiefer Seufzer hob die Brust. Die Burschen schlichen davon, so schnell sie konnten und mieden von da an jede schwarze Katze, die ihnen nachts begegnete.

* * *

Ein unfreundliches Fraueli.

Jedesmal, wenn das Wetter ändert, zeigt sich in einem alten Hause ein altes Fraueli, das kaum so groß wie ein neunjähriges Kind ist und ein Häubchen trägt, wie früher alte Frauen sie getragen. Mit Vorliebe machte es sich um den Feuerherd zu schaffen. Bald schreitet es über den Estrich, bald ist es im Keller zu sehen; dann wieder schreckt es die Schläfer aus ihrem ersten Schlafe auf, weil es durch die Schlafkammer geht und die Bretter unter sich krachen macht. Besonders gerne zeigt es sich Kindern. Wehe aber, wenn jemand ihm den Weg zu vertreten sucht, und sei es auch, ohne es zu wollen. Mit aller Kraft hält es ihm die Haustüre zu, so daß selbst ein starker Mann sie nicht zu öffnen vermag. Fauchend wie eine wilde Katze springt es ihm ins Gesicht, fährt ihm mit allen zehn Fingern über die Wangen, pustet ihn an, so daß sein Kopf geschwollen wird.

Das Haus, in dem es spukt, gehörte zu einem Kloster. Das Fraueli hätte die Küche besorgen müssen, wird erzählt. Was aber treibt es immer wieder aus seinem Grabe heraus und läßt es nicht zur Ruhe kommen? Ein Kindsmord, behaupten die Einen, Veruntreuungen die andern. Man hat es schon nießen hören, aber keiner noch hatte den Mut, ihm Gesundheit zu wünschen, womit der Bann von ihm gewichen und es zur Ruhe gekommen wäre. Es hatte auch noch keiner den Mut, die Fragen an das kleine Gespenstlein zu richten, die man sonst für Gespenster bereit hat:

„Was habt Ihr getan, daß Ihr nicht am richtigen Orte seid?"

Worauf dann das Gespenst, weit ausholend, zu erzählen beginnt und ein schmerzliches Stöhnen anhebt. Um dies zu Ende zu bringen, fragt man alsdann:

„Wie war dir, als Leib und Seele auseinandergingen?"

Die Frage ist furchtbar und der Geist bricht alsdann in ein gräßliches Schreien aus. Dies erlöse ihn von seinem Banne, behaupten die einen, und er hätte inskünftig seine Grabesruhe. Als eine Pein, die man dem Gequälten zufügt, fassen andere diese Frage auf und unterlassen sie aus diesem Grunde.

Tod vor Schrecken.

Von J. P. Hebel.

Als einmal der „Hausfreund" mit dem Doktor von Brassenheim an dem Kirchhof vorbeiging, deutete der Doktor auf ein frisches Grab und sagte: „Selbiger ist mir auch entwischt. Den haben seine Kameraden geliefert."

Im Wirtshaus, wo die Schreiber beisammensaßen bei einem lebhaften Disputat, schlug einer von ihnen auf den Tisch „Und es gibt doch keine!" sagte er, — nämlich keine Gespenster und Erscheinungen — „Und ein altes Weib," fuhr er fort, „ist der, der sich erschrecken läßt." Da nahm ihn ein anderer beim Wort und sagte: „Buchhalter, vermiß dich nicht, gilt's sechs Flaschen Burgunderwein, ich vergelstere dich, und sag dir's noch vorher." Der Buchhalter schlug ein: „Es gilt."

Jetzt ging der andere Schreiber zum Wundarzt: „Herr Land-Chirurgus, wenn Ihr einmal einen Leichnam zum Verschneiden bekommt, von dem Ihr mir einen Vorderarm aus dem Elbogengelenk lösen könntet, so sagt mir's." Nach einiger Zeit kam der Chirurgus: „Wir haben einen toten Selbstmörder bekommen, einen Siebmacher. Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen," und brachte dem Schreiber den Vorderarm. „Gibt's noch keine Erscheinungen, Buchhalter?" — „Nein, es gibt noch keine." Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte und eingeschlafen war, fuhr er ihm mit seiner eigenen warmen Hand über das Gesicht. Der Buchhalter fuhr auf und sagte: dann er wirklich ein besonnener und beherzter Mann war: „Was sind das für Possen? Meinst du, ich merke dich nicht, daß du die Wette gewinnen willst?" Der Schreiber war mausstille. Als der Buchhalter wieder eingeschlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Gesicht. Der Buchhalter sagte: „Jetzt laß es genug sein, oder wenn ich dich erwische, so schaue zu, wie es dir geht." Zum drittenmal fuhr ihm der Schreiber langsam über das Gesicht, und als er langsam nach ihm haschte und als er sagen wollte: „Hab' ich dich," blieb ihm eine kalte, tote Hand und ein abgelöster Armstümmel in den Händen, und der kalte, tötende Schrecken fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er mit schwacher Stimme: „Ihr habt, Gott sei es geklagt, die Wette gewonnen." Der Schreiber lachte und sagte: „Am Sonntag trinken wir den Burgunder." Aber der Buchhalter erwiderte: „Ich trink' ihn nimmer mit." Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den siebenten Morgen war er eine Leiche. „Gestern früh," sagte der Doktor zum „Hausfreund", „hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter selbigem Grund liegt er, das ich Euch gezeigt habe."

Präsident Wilson.

(Statt einer Buchbesprechung.)

Man hat zur Bezeichnung der gegenwärtigen weltgeschichtlichen Situation die Fragestellung „Lenin oder Wilson?" erfunden. In der Tat, die Menschheit steht an einem Kreuzweg. Auf die eine Seite locken die Verheißungen einer neuen politischen Idee, deren Verkörperung Lenin heißt: Der Kapitalismus, der die Menschheit in unsagbares Elend gestürzt hat, soll vernichtet werden durch den Machtwillen des befreiten Proletariates. Auf der andern Straße steht warnend und beschwörend, für die Sache der überlieferten Demokratie werbend, an die Vernunft und die Mäßigung der Parteien links und rechts appellierend Präsident Wilson mit seinem Völkerbunds- und Friedensprogramm.

Die Partien sind ungleich geworden. Lenin scheint recht zu bekommen: Wilsons Idee der Mäßigung hat sich innerhalb der kapitalistisch-imperialistischen Welt als zu schwach erwiesen. Das Problem der Kriegsliquidation muß auf andere Weise angepackt werden. So scheint es.

Zur richtigen Stunde wird uns das Buch des Franzosen Daniel Halévy über Präsident Wilson in die Hand gelegt. (Die deutsche Uebersetzung durch Hans Fritsche erschien kürzlich im Verlage Rascher & Cie., Zürich.) Das Buch enthält wichtige Aufschlüsse über die Persönlichkeit des nordamerikanischen Staatsmannes, über seine politische Gesinnung und seine Schaffensweise. Und das, was wir hier von dem Manne vernehmen, der die Wage der Weltgeschichte in seiner Hand hält, läßt den Glauben zu, daß eine überraschende Wendung der ganzen Situation, erzwungen durch das Machtwort Wilsons, durchaus im Bereiche des Möglichen liege. Wir empfehlen das Buch als eine hochinteressante Lektüre; wer an den Vorgängen der Gegenwart Anteil nimmt, lernt das Problem der Stunde, das so sehr wie vielleicht noch nie seit Jahrhunderten auf persönliche Werte eingestellt ist, tiefer erfassen.